

TANJA KINKEL

dot
books

Unter dem Zwillings Stern

Roman



nirgendwo empfangen, doch diejenigen Herren, die Heinrich Fehrs Einladungen hin und wieder aus rein geschäftlichen Gründen, wie sie ihren Gattinnen versicherten, annahmen, erzählten von einer schönen Frau, aber auch immer häufigeren öffentlichen Streitereien. Die Ausländerin wurde noch einmal schwanger, erlitt eine Fehlgeburt, und drei Jahre nach ihrer Heirat wettete man in München darauf, wann Heinrich Fehr seine zweite Scheidung einreichen und wie lange es diesmal wohl dauern würde. Stattdessen stürzte sie die Treppe hinunter und brach sich das Genick. Was ihren Tod so bizarr machte, war Heinrich Fehrs Reaktion darauf. Nun erklärte er nämlich, er sei nie rechtsgültig mit der Sängerin verheiratet gewesen; ihr gemeinsames Kind sei somit unehelich.

Während dieser ganzen Zeit hatte er seine ältere Tochter, der er ihre Parteinahme für die Mutter übelnahm, kaum gesehen. Nach Gerdas Tod war sie zu den Bachmaiers gezogen. Jetzt forderte er sie plötzlich wieder auf, ins Haus ihres Vaters zurückzukehren, was sie so lange tat, bis *er* zu ihrem Entsetzen eine billige Kopie seines ersten öffentlichen Fehltritts heiratete: ein Mädchen, das jünger war als Marianne und das er in einer unsäglichen Revue gefunden hatte.

»Ich habe gewußt, daß sie wieder zurückkommt«, kommentierte Carla, als sie mit Robert in ihrem Versteck auf dem Dachboden saß. Es war Februar und damit eigentlich zu kalt für diesen Ort, aber sie wollte sich Mariannes Begrüßung ersparen, solange sie nur konnte. Sie teilten sich die rationierte Schokolade, die Anni ihnen zugesteckt hatte; Carla bemühte sich, das Stück möglichst langsam im Mund zergehen zu lassen, während Robert seinen Teil so hastig aß, wie er alles andere tat.

»Magst du sie nicht?«

Es war so schwer zu erklären. »Sie bemüht sich so schrecklich, *mich* zu mögen«, erwiderte Carla endlich. Sie dachte an Mariannes trockene, dünne Hände, die ständig beschäftigt waren, mit Stricken, mit Sticken, damit, Carlas Hände zum Gebet zu falten. Mariannes Stimme, wenn sie ihr Kindergebete beibrachte, klang selten friedlich. Carla versuchte, es ins Komische zu wenden. »Sie nimmt mich immer zur Kirche mit, weil sie Angst hat, daß ich als Heidin aufwachse«, fügte sie hinzu, zog eine Grimasse und legte die Hand ans Herz. »Dabei bin ich ein treuer Moslem, der sogar die Pilgerreise nach Mekka gemacht hat.«

Sie lachten beide, und damit war sie dem Problem entkommen, ihre Gefühle für Marianne entwirren zu müssen. Es stimmte, Marianne bemühte sich ständig, nett zu ihr zu sein, aber man merkte eben, daß sie sich bemühte und was sie dabei dachte. Einmal hatte sie es auch laut ausgesprochen und gemurmelt: »Es ist nicht deine Schuld.« Es wäre einfacher für sie gewesen, sich über das Verhältnis zu ihrer Halbschwester klarzuwerden, wenn Marianne sie offen angegriffen hätte.

Andererseits gab es durchaus Momente, wo sie etwas für Marianne empfand, etwas außer der Eifersucht, die ständig in der Luft lag, wenn Marianne hier war. Die Entdeckung, daß auch Marianne verzweifelt versuchte, die Aufmerksamkeit ihres Vaters zu erringen, hatte sie schon sehr bald gemacht. Aber daß Marianne unter der nervösen Bettelei nach Liebe auch einen tiefen Groll auf ihn verbarg, war ihr erst im Laufe des letzten Jahres klargeworden, und das schuf eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen, die sich in Worten nicht ausdrücken ließ.

Am Abend nach Mariannes Ankunft fand ein kleines Abendessen statt, zu dem neben

Roberts Vater, Herrn König, auch sein inzwischen aus dem Krieg zurückgekehrter Freund, Dr. Goldmann, eingeladen war. Anni hatte Fräulein Brod hinzugebeten, weil sie sich etwas vor Marianne fürchtete. Aber im Laufe des Abends entspannte sie sich sichtlich. Während sie mit Rainer König über einen Witz lachte, stocherte Carla in ihrem Teller herum und hörte nur halb Herrn Königs letzter Anekdote zu. Die Leute am Tisch zu beobachten war spannender, denn außer Anni benahm sich niemand wirklich unbefangen.

Marianne aß genauso zögernd und ungern wie sie und zuckte zusammen, wenn das Gelächter besonders laut wurde, aber daran war nichts Neues. Neu waren dagegen die verstohlenen Blicke, die sie Dr. Goldmann zuwarf, wenn sie dachte, er würde es nicht bemerken, und die stets von einem hastigen Umschauen in Richtung ihres Vaters begleitet wurden. Dr. Goldmann schien nichts davon zu bemerken. Zuerst fühlte sich Carla geschmeichelt, weil er einen beträchtlichen Teil seiner Aufmerksamkeit ihr widmete und nicht in dem herablassenden, gönnerhaften Tonfall sprach, den die meisten Erwachsenen, die sie kannte, Kindern gegenüber anschlügen – nur Robert gegenüber nicht, der ärgerlicherweise bereits jedermann erfolgreich dazu gebracht zu haben schien, ihn ernstzunehmen.

Dann kam ihr der Verdacht, daß er in Wirklichkeit nur längeren Unterhaltungen mit ihrem Vater ausweichen wollte. Sie beschloß, es auf die Probe zu stellen, und wurde einsilbig. Und in der Tat, Dr. Goldmann stürzte sich nun in eine Diskussion mit Fräulein Brod, die neben ihr saß – so weit wie möglich von Heinrich Fehr entfernt. Fräulein Brod war an diesem Tag jedoch sehr bedrückt und kurz angebunden, und Dr. Goldmann sprach bald mit Robert, dann wieder mit Marianne, die bei diesen Gelegenheiten auf die Tischdecke starrte, dann mit Anni. Nur nicht mit dem Gastgeber, den es seinerseits auch nicht zu einem Gespräch zu drängen schien. Und obwohl Rainer König und Martin Goldmann doch angeblich Freunde waren, wichen auch sie einander aus.

All das war wesentlich interessanter und rätselhafter als alles, was laut ausgesprochen wurde. »Kneif die Augen nicht so zusammen«, flüsterte Robert, der an ihrer anderen Seite saß, ihr zu, »setz deine Brille auf.«

Sie wollte gerade etwas über die zweite Portion Sauerbraten sagen, die er vorhin verlangt hatte, als ihr Vater sich in seinem Stuhl zurücklehnte und, offenbar auf eine Frage Mariannes, befriedigt meinte: »Nun, nach dem heutigen Tag wird das Land wenigstens nicht mehr von einem jüdischen Bolschewisten regiert, und die Arbeitszeitverkürzung wird wohl auch wieder zurückgenommen.«

Fräulein Brod, die Carla gerade die Wasserkaraffe gereicht hatte, zuckte sichtlich zusammen, aber Carlas Vater sah nicht sie an. Seine Bemerkung war offenbar für einen anderen Zuhörer bestimmt gewesen.

»Goldmann, alter Junge«, fuhr er fort, »Sie waren doch an der Front, was mich übrigens sehr überrascht hat, wo die verstorbene Frau König doch so gegen den Krieg eingestellt war. Als Soldat müssen Sie doch auch erleichtert über das sein, was heute geschehen ist.«

An der Tafel herrschte Stille. Nur Anni lachte noch etwas über Rainer Königs letzte Bemerkung, dann fiel auch ihr auf, daß etwas nicht stimmte. Dr. Goldmann legte sein Besteck nieder, nahm die Brille ab, die er trug und die ihn Carla sofort sympathisch gemacht hatte, dann sagte er mit seiner leisen, präzisen Stimme:

»Wenn der bayerische Ministerpräsident ermordet wird, ist Betroffenheit wohl das einzig angemessene Gefühl.«

»Oh, ich weiß nicht«, erwiderte Heinrich Fehr gedehnt. Seine Augen hatten sich verengt, und er starrte Dr. Goldmann direkt ins Gesicht. »Ich für meinen Teil war erleichtert. Wir wollen doch keine russischen Zustände, oder?«

Carla schaute zu Robert, aber er wußte anscheinend genausowenig wie sie über die offene Feindseligkeit zwischen den beiden Männern, die nun überdeutlich geworden war. Dr. Goldmann setzte seine Brille wieder auf und schloß kurz die Augen. Als er sie wieder öffnete, sagte er:

»Daß Sie den Tod eines Menschen gelegentlich als wünschenswert betrachten, ist mir bekannt, Herr Fehr.«

»Was«, fragte Heinrich Fehr und stand langsam auf, »soll das heißen?«

Dr. Goldmann kam nicht dazu zu antworten. Robert sprang auf.

»Du meine Güte«, sagte er, »es ist schon so spät, und wir haben Tante Gisela doch versprochen, noch einmal nach ihr zu sehen.«

Er wandte sich an seinen Vater. »Du weißt doch, Papa, sie wartet auf uns.« Dann drehte er sich zu Heinrich Fehr.

»Verzeihung, Herr Fehr, das Essen war so gut, daß mein Vater und Dr. Goldmann offenbar vergessen haben, was sie meiner Tante versprochen hatten. Meine Tante Gisela besucht uns nämlich gerade, und sie ist ...«

»... krank«, fiel Rainer König ein, der an diesem Abend noch wach genug war, um zu erkennen, worauf sein Sohn hinauswollte. »Dr. Goldmann behandelt sie. Ja, Heinrich, du mußt uns wirklich entschuldigen, tut mir leid ...«

»Mir auch«, sagte Carlas Vater. Er rührte sich nicht. »Schon gut, ich verstehe. Du und ich, wir wissen ja beide, wie schwer es ist, Dr. Goldmann von einer Dame in Not fernzuhalten, nicht wahr?«

Diesmal brachen der Hohn und die Verbitterung in seiner Stimme aus jeder mißverständlichen Höflichkeit heraus. Carla wartete auf einen ähnlichen Ausbruch Dr. Goldmanns, aber der Arzt, der im Vergleich zu ihrem Vater klein und fast zierlich wirkte, sagte nur traurig und ruhig:

»Ich wollte, es wäre so, Herr Fehr. Ich wollte, es wäre so.«

Als die Königs und Dr. Goldmann verschwunden waren, entspannte sich die Atmosphäre etwas, und Heinrich Fehr bat Marianne, auf dem Klavier vorzuspielen, was sie mit sichtlicher Freude und Erleichterung tat. Angeberin, dachte Carla mit dem Neid, der bei solchen Gelegenheiten automatisch in ihr hochkroch; Marianne konnte nämlich wirklich gut Klavier spielen, nicht nur pflichtgemäß wie Käthe Brod. Außerdem intonierte Marianne nicht irgendetwas, sondern ein Lied, das ihr Vater selbst komponiert hatte, in seiner Jugend, ehe er heiratete, die Lederfabrik übernahm und den Gedanken an ein Künstlerleben endgültig hinter sich ließ. Dennoch blieb er sehr stolz auf seine wenigen Kompositionen, und darin lag das Bestehen auf eine musikalische Erziehung seiner Töchter begründet.

Marianne hatte mit ihrem Versuch, den Vater zu besänftigen, so lange Erfolg, bis die arglose Anni, die von den Ereignissen des Abends weniger als jeder andere verstanden hatte, meinte: »So ein gescheites Mädels, und was du alles kannst! Gell, da hast du gewiß

schon viele Verehrer?«

Marianne unterbrach ihr Spiel und erwiderte mit spröder Stimme: »Ich kümmere mich nicht um solche Dinge, gnädige Frau.«

»Das solltest du aber«, knurrte Heinrich Fehr, erneut schlecht gelaunt und mit einer Verärgerung, die beiden galt. »So, wie es aussieht, bleibt ein Schwiegersohn meine letzte Hoffnung für die Fabrik! Mädchen, nichts als überflüssige Mädchen.«

Das riß Carla aus dem Bemühen, in Gedanken das Puzzle des heutigen Abends richtig zusammensetzen. Sie ballte die Hände, so daß sich ihre Nägel, die man längst hätte schneiden sollen, schmerzhaft in die Handflächen gruben, schaute zu Marianne und stellte fest, daß ihre Schwester trotz des sechzehn Jahre härteren Schutzschildes genau das gleiche getan hatte. Ihre Blicke kreuzten sich. Es war einer der Momente, in denen die Kluft zwischen ihnen keine Rolle mehr spielte.

Anni mochte weder gebildet noch klug sein, aber diese Art von Verletzung verstand auch sie. Sie versuchte, der Bemerkung ihres Mannes eine andere Wendung zu geben.

»Natürlich, jeder stolze Vater wünscht sich, seine Tochter zum Altar zu führen.«

Dann fiel ihr ein, daß Heinrich ja aus der Kirche ausgetreten war, und sie setzte hastig das erste hinzu, was ihr einfiel: »Und daß du viele Verehrer hast, Marianne, das ist doch klar. Weißt, der Dr. Goldmann heut' abend hat auch kaum wegschauen können und ...«

Marianne stand so abrupt auf, daß der Klavierschemel umfiel. »Ich wäre Ihnen dankbar, gnädige Frau«, sagte sie eisig, »wenn Sie es zukünftig unterließen, diesen Herrn in meiner Gegenwart zu erwähnen. Und ich bin sicher, daß mein Vater für ein ähnliches Taktgefühl ...«

Ihre Selbstbeherrschung brach zusammen, und sie rannte aus dem Zimmer. Heinrich Fehr stand auf, griff Anni beim Ellenbogen und zog sie ebenfalls fort. Nur Carla und Käthe Brod blieben zurück.

»Fräulein Brod«, begann Carla, aber zu ihrer großen Überraschung stand es um die Contenance ihrer Erzieherin ebenfalls nicht zum besten.

»Gute Nacht, Carla«, sagte Fräulein Brod und klang so ungewöhnlich, daß Carla ihr nachging und sie am Ärmel berührte. Ihre Erzieherin fuhr herum, und Carla war erschreckt und fasziniert zugleich von dem leidenschaftlichen Zorn, der sich mit einemmal auf Käthe Brods Gesicht zeigte.

»Gute Nacht!« Genug war genug. Gezwungen zu sein, still zu sitzen und sich anhören zu müssen, wie ein Reaktionär über die Ermordung des Ministerpräsidenten triumphierte, war für Käthe Brod schon schlimm genug gewesen, aber selbst ihre Trauer nicht zeigen zu dürfen hatte all ihre Reserven an Disziplin gekostet. Jetzt ließen sich die Tränen, die in ihren Augen brannten, seit sie von dem Attentat gehört hatte, nicht mehr zurückhalten, und sie floh auf ihr Zimmer.

Sie weinte nicht nur um Kurt Eisner. Sie hätte blind sein müssen, um nicht zu bemerken, wie sich das Klima in München in den letzten Monaten verändert hatte. Bei der Wahl im Januar, der ersten Wahl, an der sie als Frau überhaupt teilnehmen konnte, war es bereits zu einem niederschmetternden Sieg für die konservativen Parteien gekommen. Und erst vor wenigen Tagen hatte ein Besuch in der Alten Pinakothek sie an einer Gruppe Studenten vorbeigeführt, die laut »Nieder mit Eisner! Nieder mit den Juden« skandierte.

Daß Heinrich Fehr den Ministerpräsidenten heute einen »jüdischen Bolschewisten« genannt hatte, sollte sie nicht weiter überraschen, obwohl sie früher noch nie eine antisemitische Äußerung von ihm gehört hatte. Doch der Moment war unerwartet verletzend gewesen. Sie fühlte sich nicht als Jüdin. Seit Jahren hatte sie keine Synagoge mehr besucht oder darauf geachtet, koscher zu essen. In einer idealen Welt gab es ihrer Vorstellung nach überhaupt keine Religionsgruppen mehr. Und dennoch hatte sie sich heute getroffen gefühlt.

Während sie die Tür zu ihrem Zimmer abschloß, wünschte Käthe sich ein weiteres Mal, die Stelle bei den Fehrs nie angenommen zu haben. Ein guter Mann, einer der wenigen Hoffnungsträger des Landes, war heute ermordet worden, und sie ließ sich ihren Lebensunterhalt von jemandem bezahlen, dem nichts Besseres einfiel, als offen darüber zu triumphieren. Sie konnte Carla, die ihr gefolgt sein mußte, fortgehen hören. Irgendetwas beschäftigte das Mädchen; es wäre vielleicht angebracht, doch noch einmal mit ihr zu sprechen. Aber nein, sich so zu zeigen, mit geröteten Augen und voll innerem Aufruhr, würde nur ihre Autorität untergraben; sie war kaum in der Verfassung, Ratschläge zu erteilen. Außerdem, dachte sie mit aufflackernder Feindseligkeit, bezahlte man sie in diesem Haus für Wissensvermittlung, nicht, um Trost zu spenden; sie war eine Lehrerin und kein Kindermädchen. Carla konnte zu der törichten kleinen Frau Fehr gehen, die sicher mehr als bereit zu Umarmungen und Herzensergüssen war.

Carla ging nicht zu Anni; sie legte keinen Wert darauf, ihrem Vater an diesem Abend noch einmal zu begegnen. Stattdessen lief sie nach kurzem Überlegen zu Mariannes Zimmer, das zum Glück nicht abgeschlossen war. Marianne lag auf ihrem Bett, das Gesicht in das Kissen vergraben, aber zumindest weinte sie nicht, wie es Fräulein Brod, die doch nichts wissen konnte, rätselhafterweise getan hatte. Ihr Haarknoten hatte sich etwas gelöst, und als sie sich bei Carlas Eintritt aufrichtete, sah sie jünger aus als die vierundzwanzig Jahre, die sie zählte, was bei ihr selten war.

»Geh weg«, bat sie mit zitternder Stimme.

»Ich habe mein Gutenachtgebet noch nicht gesagt«, antwortete Carla, »und wenn du es nicht mit mir sprichst, tut es niemand.«

Marianne warf ihr einen argwöhnischen Blick zu. Sie war nicht dumm, und sie wußte, daß Carla gewöhnlich keinen Enthusiasmus für Gebete zeigte und ohne jedes Erröten log, wenn es ihren Zwecken diente. Andererseits gehörte es zu ihrer selbstauferlegten Buße für all die haßerfüllten Gedanken, die sie in bezug auf Carlas Mutter und gelegentlich auch auf Carla selbst gehegt hatte, zu versuchen, ihre kleine Schwester zu retten.

»Also gut, aber dann gehst du.«

Sie knieten beide nieder; Marianne bekreuzigte sich und begann, wie es ihre eigene Mutter vor vielen Jahren mit ihr getan hatte: »Müde bin ich, geh zur Ruh ...«

Aber der Frieden, den das kindliche Gebet sonst immer mit sich brachte, stellte sich heute nicht ein; stattdessen erinnerte es sie an die Zeit, als ihre Welt zerbrach, als ihr Vater sich von einem gutmütigen, liebevollen Mann in einen bössartigen Fremden verwandelt hatte. Es